

Vera Kühne
GRENZENLOS

Mein Leben als Ärztin
in Krieg und Frieden

Pattloch

Besuchen Sie uns im Internet:
www.pattloch.de



© 2013 Pattloch Verlag GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Textgestaltung: Nathalie Schwaiger, München

Redaktion: Franz Leipold, Viölau

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung und Abbildungen im Innenteil: privat

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-629-13012-9

2 4 5 3 1

Für Malith und die Dinka von Rumbek

»Die Hauptsache ist, dass wir jetzt wach sind.
Und hoffentlich noch lange Zeit bleiben.«

Alice in Stanley Kubricks
Eyes wide shut – nach
Arthur Schnitzler, »Traumnovelle«

INHALT

Weckruf

11

Sudan – White Dinka, allein im Busch

17

Deutschland – Im Transit

129

Papua-Neuguinea – Gemeinschaft im Paradies

149

Taizé – Gott, was willst Du von mir?

162

Afghanistan – Weihnachten im Einsatz

193

Bamberg – Logbasis Inland

224

Haiti – Ausnahmezustand

245

WECKRUF

Mitten im Getümmel sah ich ihn: Er überragte die anderen um Kopfeslänge und lachte, wobei seine großen weißen Zähne im tiefschwarzen Gesicht aufblitzten. Zwischen den oberen Schneidezähnen entdeckte ich die typische Lücke und auf seiner Stirn narbige Verzierungen.

Er war ein Dinka, eindeutig.

Und da stand er, mitten auf dem Flohmarkt auf einem Nürnberger Parkplatz, im Jahr 2012. Er trug Jeans und Turnschuhe, dazu eine Sportjacke über einem karierten Hemd. Seine Kleidung war europäisch, aber die Art, wie er sich bewegte und über das ganze Gesicht lachte, war ganz und gar anders.

Plötzlich war ich im Geist wieder in Rumbek, im Südsudan. Ich sah die Männer auf dem Versammlungsplatz tanzen, schaute zu, wie sie ihre schlanken Körper kraftvoll und doch anmutig im Rhythmus bewegten. Und ich sah Bol, unseren Wachmann, wie er mittags vor seinem Tukul stand und versuchte, mir einen Dinka-Witz zu erzählen. Dabei lachte er laut und warf den Kopf in den Nacken, so dass ich mitlachen musste, obwohl ich kein Wort verstand.

Ich ging auf den unbekanntem jungen Mann auf dem Parkplatz zu. Wie war er nur nach Nürnberg geraten? Sein Anblick erinnerte mich an ein Versprechen, das ich nicht eingelöst hatte. Damals im Südsudan hatte ich den Dinka mein Wort gegeben, ihre Geschichte aufzuschreiben, sie allen zu erzählen. Ich sollte Zeugnis ablegen, damit die Welt sie nicht vergessen würde.

Das war jetzt Jahre her, und ich hatte inzwischen sehr viel mehr erlebt. Doch dieser erste lange Einsatz war entscheidend für mich gewesen. Ich war gerade 30 Jahre alt und als Ärztin noch relativ unerfahren, als ich mich beim Malteser Auslandsdienst bewarb.

Ich wollte die Welt entdecken, wollte herausfinden, wie weit ich kommen würde, wie weit ich gehen könnte. Ich wollte erfahren, wo die Grenzen verlaufen, die äußeren, aber auch die inneren. Und meine eigenen.

Das war mir gelungen. Besonders im Sudan hatte ich meine Grenzen deutlich gespürt. Und mehr als einmal überschritten.

Meine Arbeit dort war nur ein Tropfen auf dem heißen Stein. Niemand weiß, ob die Dinka überleben werden. Doch unser kleines Buschkrankenhaus war ein Signal, ein Zeichen der Solidarität und Menschlichkeit in einem durch Krieg und Hungersnöte völlig verwüsteten Land. Ein Zeichen, dass die Welt die Menschen dort nicht im Stich lässt.

Für mich waren die Erlebnisse mit den Dinka von Rumbek beides: faszinierend in ihrer rauen Schönheit und Intensität, oft aber auch verstörend und erschreckend in ihrer Härte und Brutalität. Auf jeden Fall haben mich die Monate in Rumbek für immer geprägt und verändert.

»Meine Dinka« – stolz, wild, furchtlos, lebendig. Sie haben mich einige wichtige Lektionen gelehrt: dass das Leben seine eigenen Gesetze und Wege hat, dass es einen unvorbereitet erwischt, dass es überrascht und begeistert. Dass es anstrengend, grausam und doch immer wieder voller Wunder ist. Auch mitten in einem Bürgerkrieg.

In den Jahren danach habe ich als Ärztin für viele verschiedene Organisationen auf allen Kontinenten gearbeitet, im Kosovo, in Papua-Neuguinea, Kolumbien, Uganda, Ghana und Haiti, habe auf einem Schiff den Südpazifik überquert und war mit der Bundeswehr im Auslandseinsatz in Afghanistan. Aber auch in Deutschland habe ich viel erlebt in den Notaufnahmen und Operationssälen verschiedener Kliniken und als Rettungsmedizinerin auf der Straße.

Um meine Erlebnisse zu verarbeiten, schreibe ich Tagebuch, schon seit ich 13 bin. Meine Gedanken in Worte zu fassen, ist für mich der beste Weg, das Erlebte zu sortieren, zu analysieren und sozusagen auf Papier »zu bannen«. Ich kann das Heft beruhigt zuschlagen und weitergehen.

Ich schreibe aber auch, um eine Erklärung dafür zu finden, warum ich immer wieder aufbrechen muss, was mich treibt. Ich bin keine Mutter Teresa, ich habe immer nur das getan, was ich wollte, ich habe mich nicht aufgeopfert. Im Gegenteil: Ich denke mir oft, dass im Grunde ich mich bedanken müsste bei denen, die sich von mir helfen ließen.

Albert Schweitzer schreibt: »Eine große Schuld lastet auf unserer Kultur. Wir sind gar nicht frei, ob wir anderen

Menschen helfen wollen oder nicht, wir müssen es.« Genau das empfinde ich auch: Wir tragen eine Verantwortung. Für das, was wir tun, aber auch für das, was wir nicht tun. Wir, in den reichen Ländern, dürfen nicht mehr nehmen, als wir geben. Ich hatte immer das Gefühl, etwas zurückgeben zu müssen, mich nicht in meinem bequemen, angenehmen Leben hier in Europa einschließen zu können.

Außerdem, dazu stehe ich, hat Chaos schon immer eine große Anziehungskraft auf mich ausgeübt. Ob es nun im Krankenhaus ist, bei meinen Einsätzen oder in meinem Garten. Ich mag Vielfalt, ich mag das Leben in all seiner Kraft, in seinen schönen und hässlichen Facetten, den zarten und den lauten. Ich mag, wie es wächst, wie es immer Wege findet, wie es sich frei und ungehindert entwickelt. Daher habe ich mich vermutlich auch für Notfallmedizin entschieden. Ich bin ein Typ für den Ausnahmezustand. In solchen Momenten fühle ich mich hellwach. Ich sehe klar, meine Sinne sind geschärft, und ich erlebe alles ganz intensiv, bin ganz im Jetzt.

Manchmal ist deshalb auch das Heimkommen in die »Normalität«, in den Alltag, schwerer als das Gehen – auch das verstehen viele nicht. Früher hat mich das oft traurig gemacht, habe ich mich mit meinem Lebensentwurf allein gefühlt und gedacht, dass mein Traum wohl nicht kompatibel mit einer Partnerschaft sei. Heute habe ich das Glück, einen Mann gefunden zu haben, der da ist, wenn ich ihn brauche, aber mir dennoch die Freiheit lässt, auch wieder zu gehen – ein wunderbares Gefühl, endlich angekommen zu sein.

Ich weiß, dass Menschen unterschiedlich sind, dass

jeder seinen für ihn bestimmten Weg finden muss, dass nicht alle Menschen Grenzsituationen suchen so wie ich. Aber ich will aufbrechen, das Leben spüren, dem Leben auf den Grund gehen. Der Tod gehört dazu. Gewalt ebenso. Auch wenn ich Angst habe: Ich will mittendrin sein, ich will hinter die Grenzen schauen. Sonst fühle ich mich nicht lebendig.